

# Wer schreit, hat Recht. Über Polemik

November 2015

Erstdruck in: *Österreichische Musikzeitung* 1/2016 (Januar 2016)

Foucault und andere Diskurstheoretiker stark abbreviiert, ist das Gespräch, der Dialog ein Modus der Konstituierung von Wirklichkeitsverständnissen einer jeweiligen Epoche. Rede und Gegenrede geben Überblick über verschiedene Ansichten, Ziele und Ansprüche, Argumente messen sich aneinander, Unklarheiten werden bereinigt, Fehler benannt. In der Neuen Musik stehen Fragen der Kompositionstechnik, der Wirkungen, der Umsetzung von Erfahrungen ins Ästhetische und der Produktion von Erfahrungen im Ästhetischen zur Debatte und werden immer neu ergründet.

Nun findet das Ganze bei der Neuen Musik aber in einem Feld statt, das auch im Zeichen des Wettbewerbs um Aufmerksamkeit, Geltung und Gelder steht. Bei allem Interesse und aller Leidenschaft für die Sache wollen Musikwissenschaftler und Philosophen auch Deutungshoheit und Arbeitsstellen haben, Komponisten brauchen Kompositionsaufträge und sind auf Ruhm aus. Das mag ein positiver Ansporn sein, erhöht aber auch die Lautstärke – da sich naturgemäß im Diskurs eben meist nur die streiten, die sich auch im Wettbewerb um Gelder befinden. Es diskutieren also die kreativen, emotionalen, nervösen, erhitzbaren Künstler, und die Geisteswissenschaftler desselben Metiers, wesensverwandte Naturen. Alles Menschen, die eine krasse Arbeit verfolgen, welche einen außergewöhnlichen Lebensentwurf und -wandel impliziert, die unterm enormen Druck prekärer Verdienste, Brotjobs und des öffentlichen Urteils stehen. Manchmal wird dann aber um kompositionstechnische oder moralische Fragen gerungen, die eigentlich kaum diskutierbar sind. Ob nun etwas »fortschrittlich«, »relevant«, »schön« ist, bleibt eher Ansichtssache und entscheiden im Weiteren erst mal die Mächtigeren, die Kuratoren. Zwar gilt im Zeitalter des postmodernen Pluralismus theoretisch »anything goes«, nur: Jeder Recht – aber nicht jeder hat Geld. Um an die Töpfe zu gelangen, versucht man sich daher im Diskurs in Besserwisseri, rückt sich in ein moralisch besseres Licht oder versucht, rhetorisch aufzutrupfen. Ich war selbst mittendrin bei der Kontroverse um die Digitalisierung. Jede ästhetische Debatte ist eine Gelddebatte; aufgepfropft werden Scheindispute um hehrere Werte.

Es wäre aber traurig und vulgär, wenn das über alles andere dominieren würde. Letztlich steht die Musik nicht nur in ihrer

eigenen Hierarchie, sondern in der Zivilgesellschaft, ist ein Medium von Demokratie und gesellschaftlicher Wahrheit. Des weiteren hat der verbale Wettstreit auch die positive immanente Funktion, dass die Herausforderung die Kreativität ankurbelt, die Komplexität steigert. Der Diskurs ist ein Produktionsmittel. Wie Hegel emphatisch sagt, ist die Negation die »ungeheure Energie des Denkens«; die denkende Vernunft »spitzt den abgestumpften Unterschied des Verschiedenen, die bloße Mannigfaltigkeit der Vorstellung zum wesentlichen Unterschiede, zum Gegensatze, zu.«<sup>1</sup> In der Abgrenzung entsteht Bewusstsein, in der Konfrontation ergibt sich die Aufhebung in ein Drittes. Bewegung gibt es nur, wo es Widerspruch gibt. Die Geschichte ist eine Geschichte von Klassenkämpfen, Regierung und Opposition, von Wahrheiten, die unwahr werden und widerlegt werden müssen. Wie man weiß – und selbst Marx und Engels am Beginn des kommunistischen Manifests staunend konstatierten –, steigert Konkurrenz die Leistung enorm. Auch Hölderlins Verse im Wahn, auch Trakls letzte verzweifelte Gedichte entstanden im Bewusstsein des Rezeptionsmarkts. Im Ausdifferenzierten, Ausbalancierten, wenn es das überhaupt gibt, würden hingegen geheime Machtausübungen weiterregieren, die Beziehung ohne Streit ist die Beziehung des falschen Kompromisses, Toleranz überlässt letztlich dem Stärkeren das Feld. Darum ist die offene Austragung fraglos vorzuziehen. Der Diskurs ist ein Medium produktiven Wettstreits, und so ist Wettkampf: von sportiv bis verletzend.

Man kann sich freilich beherrschen, differenzieren, abwägen, keinem zu nahe treten und den Aspekt der Informativität und Erkenntnis hochhalten. Ein Diskurs bar dieser friedfertigen, besten allgemeinen Absichten wäre unsäglich. Aber ebenso wäre ein Austausch ohne Performativität, ohne Psychologie, ohne Ausdruck steril und verlogen. Es fängt ja schon damit an, dass Sprache als Medium verwendet und dass dialogisiert wird, also Rhetorik, Expressivität ins Spiel kommen. Sprache kann faktische Wahrheit wiedergeben, kann aber auch wahrhaftig sein. Insofern stimmt eben auch: Wer schreit, hat Recht. »Wir müssen«, schreibt Nietzsche in der *fröhlichen Wissenschaft*, »beständig unsre Gedanken aus unsrem Schmerz gebären und mütterlich ihnen Alles mitgeben, was

---

<sup>1</sup> Der vollständige Satz aus der *Wissenschaft der Logik* lautet: »Die denkende Vernunft aber spitzt, so zu sagen, den abgestumpften Unterschied des Verschiedenen, die bloße Mannigfaltigkeit der Vorstellung, zum wesentlichen Unterschiede, zum Gegensatze, zu.«

wir von Blut, Herz, Feuer, Lust, Leidenschaft, Qual, Gewissen, Schicksal, Verhängnis in uns haben.«

Der Diskurs findet sich im Dilemma zwischen Objektivität und Subjektivität wieder. Sachliches und Menschliches liegen in der Kunst eh nahe beieinander. Vieles davon wird nicht explizit beschrieben, sondern ist eingeschrieben. Nur warum könnte dann nicht auch Transparenz stattfinden? Die eigene Position und Ambition in der Hierarchie mitkommuniziert werden? Warum kann, selbst wo der Verdacht von Konkurrenzkampf, Neid usw. nicht vorhanden sein mag, bei Geschmacksurteilen, die eigentlich außerhalb von Argumentation stehen, das Subjekt nicht einmal tief in seiner biographischen Disposition schürfen und Gründe hervorbringen, warum es dies oder jenes mag oder nicht mag, warum es Blumenkohl dem Rosenkohl vorzieht und eher ein halbleeres als ein halbvolltes Glas sieht? Seinen Erfahrungshorizont und seine persönlichen Bedürfnisse und Qualitätskriterien mitteilen, statt scheinbar allgemein verargumentierte Dekrete zu verlautbaren? Die Beurteilung von Kunst hat immer mit Geschmack, Persönlichkeit, Bildung und besonders der eigenen Biographie zu tun.

Ich sehe zwei Gründe: Zum einen ist dem Schreiber solche Selbstreflexion schwer möglich, da Distanz fehlt, das Eingeständnis von Willkür, Irrationalität und Fremdbestimmung mitschwingt, oder auch schiere Angst vor sich selbst – nicht zu vergessen: Mit dem Aufkommen der Psychoanalyse Anfang des 20. Jahrhunderts ging in der Kunstwelt der Schrecken um, wer sich einmal auf Freuds Couch legte, verlöre seine künstlerische Potenz. Der andere Grund ist, dass solche Innenschau vielleicht für Außenstehende gar nicht mehr interessant ist, schon der gehäufte Gebrauch des Wortes »ich« in einem Text ungerne gelesen wird. Nur zaghaft gewährt die deutschsprachige Geisteswissenschaft überhaupt jenes Personalpronomen. Allzu viel Subjektivität ist abstoßend, unkommunikativ, Nabelschau, hässlich bis obszön – oder banal.

Man kann wohl nicht vollkommen transparent, offen, nackig sein. Kleider machen Leute. Und selbst wenn man es sich traute, für den Leser ginge es an die Grenze des Erträglichen. Insofern leben wir in der bewegten und bewegenden Welt der Sublimierung, der Ausbuchtung, was eigentlich ins Innere ginge, der Aufgeblasenheit, des Scheins, der Blendung und Ablenkung. Aber auch das ist eine Wahrheit und erzeugt eine eigene Substanz, Polemik kommt dem Ausdruck des Willens zur Macht immerhin näher, Polemik ist eine Art Indikator; die Sprache des Unausprechbaren.

So braucht es beim Verfolgen eines Diskurses bisweilen eben diesen kleinen Übersetzungsratgeber:

Wer ein hanebüchenes Argument vorlegt, wer mit Rhetorik um sich wirft, wer performative Widersprüche produziert, überzogene Vergleiche anbringt, wer moralisiert oder gar lügenhaft unterstellt, sagt eigentlich: Ich bin eifersüchtig, das da bedroht meine Gewissheiten, meine Reputation, meine materielle Existenz. Zugleich verrät es aber auch: Hier geht es um etwas.

Da es diese Bedrohungen gibt, und es manchmal wirklich um etwas geht, um den Konflikt von Wertesystemen, Existenzgrundlagen und Idealen, um riskante Parteinahmen, soll es auch das allzumenschliche Poltern geben. Auch wenn das im Einzelnen manchmal eklig und widerwärtig wird – das ist der Tribut; Kleingeist macht auch Mist. Polemik ist außerdem auch ein Mittel gegen Trägheit und Hemmungen.

Wenn allerdings zu viel der Kraftmeierei waltet, ist alles verloren. Wo liegen dann die Grenzen? Erst einmal macht es eben irgendwie die Mischung von Respekt und Frechheit, Empathie und Despektierlichkeit. Und für mich gelten letztlich wieder künstlerische Kriterien; ich interessiere mich für Expressivität, für Ideen, für Originalität. Solange gekonnt formuliert und fantasievoll geschrieben wird, reflektiert und gewitzt, kann gelegentlich auch an die polemische Schmerzgrenze gegangen werden. In der Kunst zählt die Inszenierung, das betrifft auch die Theorie. Der Reiz der Spitze ist legitim und wünschenswert, die Pointe kompensiert bzw. transzendiert mit ihrem ästhetischen Eigenwert den Unbill allzu ausfälliger Subjektivität. (Bezeichnenderweise ist der vorliegende Text, der dem Phänomen Polemik beikommen will, leider entsprechend unlustig.)

Ein Thema ist erst dann installiert, wenn es durch Polemik, Angriff und Gegenangriff, von strenger Wissenschaft bis zur Verhohnepiepelung gegangen ist. Eine gehaltvolle Ästhetik, eine gute Theorie bemisst sich auch daran, wie gut mit ihr und gegen sie Witze gemacht werden können. Es hat seinen Sinn, dass es verschiedene Gattungen gibt, den Essay, die Analyse, die Kritik, die Glosse, das Pamphlet, das Manifest, die Karikatur, und man darf letztendlich froh sein, wenn es für all diese Genres Stoff und Personal gibt.